

Buchtipps des Monats Juli

Salman Rushdie, Joseph Anton. Die Autobiografie, aus dem Englischen von Verena von Koskull und Bernhard Robben, C. Bertelsmann Verlag, München 2012, 720 Seiten, ISBN 9783570101148

In einem kleinen Ereignis gleich zu Beginn des Buches wird die grundlegende Erfahrung wie in einem Brennglas am ersten Tag zusammengefasst, die Salman Rushdie in den dann kommenden neun Jahren nicht mehr loslassen wird: Der Direktor der Schule, in die sein Sohn ging und in der einzelne Eltern darauf drängten, diesen besser auszuschließen, um die Gefahr für die anderen zu mindern, hatte klar Position bezogen: „Es tat gut, an diesem Tag Mut, Solidarität und Prinzipientreue zu erleben, die besten aller menschlichen Werte, die sich in ebenjener Stunde, in der es fast unmöglich schien, der wachsenden Flut der Dunkelheit zu widerstehen, gegen Gewalt und Bigotterie wandten, gegen die düsteren Seite der menschlichen Rasse.“ (24) In dem Zitat werden mehrere Themen deutlich, die kennzeichnend sind für all das, was man lesend in den folgenden 700 Seiten erfahren wird: die sprachliche Gabe, mit starken Bildern und zugleich mit poetischer Präzision eine ungeheure Erfahrung auszudrücken; die Wucht, mit der Bosheit und Gewalt den einzelnen fast zu verschlingen drohen – aber auch und vor allem die beglückende und befreiende Erfahrung, durch Menschen, die Anteil am Schicksal nehmen, die beistehen und Zeichen der Sympathie und Solidarität setzen, am und im Leben gehalten zu werden. Insofern ist dieses Buch –auch– eine Schule der Mitmenschlichkeit, des Widerstands und der Sensibilität, nicht wegzuschauen, wenn Menschen ausgegrenzt, verfolgt und bedroht werden. Sondern vielmehr hinzustehen, Stellung für Prinzipien und Grundrechte zu beziehen, hinzuschauen, wo anderen Unrecht getan wird, und diesen Opfern beizustehen. Immer da, wo Menschen –gerade auch unter Berufung auf Religion und vermeintlich absolute Wahrheiten– in ihren Grundrechten eingeschränkt oder gar im Leben bedroht werden, gilt es, Solidarität und Widerstand zu leisten. Neben der ganz konkreten, oft erst langfristig und durch beharrliches Dranbleiben spürbaren Wirkung tun solche Zeichen der Solidarität und Anteilnahme demjenigen, der zum Opfer gemacht wird, auch in sich schon gut und geben Kraft, Mut und Hoffnung.

Der Schriftsteller Salman Rushdie, Autor solch faszinierender Romane wie ‚Scham und Schande‘ und ‚Mitternachtskinder‘, hatte



1988 den Roman "Die satanischen Verse" veröffentlicht, darin die Geschichte von zwei Indern erzählt, die auf spektakuläre Weise einen Terroranschlag überleben und danach auf englischem Boden Rassismus und Polizeiwillkür ausgesetzt sind. In der dem magischen Realismus verpflichteten, tragikomischen Immigrantensaga geht es,

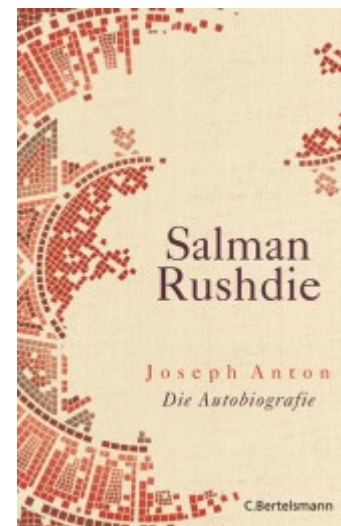
so erläuterte Rushdie, um die Erfahrung, wie alle Gewissheiten fraglich werden, wenn man von einer in eine andere Kultur wechselt. Der Autor kannte diese

Erfahrung, ist er doch selbst ein Wanderer zwischen Ost und West: 1947 in Bombay geboren, zog seine Familie 1960 nach Pakistan. Salman Rushdie ging als 14-Jähriger nach England auf eine Eliteschule und studierte später in Cambridge Geschichte. Dort wie in Pakistan, wohin er zwischenzeitlich zurückkehrte, erlebte er Diskriminierung und das Gefühl der Nichtzugehörigkeit. All diese Erfahrungen bildeten den Hintergrund für seine Romane, unter denen ‚Die satanischen Verse‘ vielleicht nicht der gelungenste, aber doch ein faszinierender Versuch ist, die Begegnung verschiedenster Welten und Kulturen in einer großen Geschichte wie in einem Märchen zu erzählen. Eben ein Roman, eine Fiktion. Die als solche die Grenzen zwischen Realität und Traum, zwischen Wirklichkeit und Magie, zwischen Wahrheit und Erfindung bewusst verwischt, ein Spielfeld der Möglichkeiten eröffnet.: „Er glaubte daran, Sprache bis an ihre Grenzen zu treiben, auf dass sie so viel bedeutete, wie er sie nur bedeuten lassen konnte, daran, nicht nur die Worte, sondern auch ihre Musik zu hören... darauf kam es an, denn Schönheit schlägt tief im menschlichen Herzen eine Saite an, sie öffnet Türen in unserem Kopf. Schönheit ist wichtig, weil Schönheit Freude bedeutet, und Freude war der Grund, warum er tat, was er tat, seine Freude an Worten und daran, mit ihnen Geschichten zu erzählen, Welten zu schaffen, zu singen.“ (375f) „Die Literatur ... versuchte, *das Universum zu öffnen*, die Gesamtheit dessen, was der Mensch wahrzunehmen, zu begreifen und somit zu sein vermochte, zumindest ansatzweise zu vergrößern. Große Literatur ging an den Rand des Bekannten und drängte gegen die Grenzen der Sprache, Form und Möglichkeiten, um die Welt größer und weiter erscheinen zu lassen. Doch das jetzige Zeitalter drängte die Menschen zu immer engstirnigeren Definitionen ihrer selbst, brachte sie dazu, sich nur einem Begriff zuzuordnen, Serbe oder Kroate oder Israeli oder Palästinenser oder Hindu oder Muslim oder Christ oder Bahai oder Jude, und je enger ihre Identitäten wurden, desto wahrscheinlicher wurden Konflikte. Die literarische Sichtweise der menschlichen Natur warb für Verständnis, Mitgefühl und die Identifikation mit Menschen, die anders waren als man selbst, doch die Welt drängte jeden in die entgegengesetzte Richtung, hin zu Engstirnigkeit, Fanatismus, Tribalismus, Kultismus und Krieg.“ (697f) Und genau zu dieser Konfrontation kommt es: In einer Facette der ‚satanischen Verse‘ erfand Rushdie eine Traumsequenz (also in doppelt fiktionaler Brechung!), in der eine Romanfigur sich in einen Lebensabschnitt des Propheten Mohammed hineinräumte. Die in den Alpträumen eines Protagonisten widergespiegelte Lebensdarstellung des Propheten Mohammed war Anlass für den damaligen iranischen Machthaber Khomeini, Rushdie mittels einer Fatwa am 14. Februar 1989 zum Tode zu verurteilen. Fortan ist sein Leben grundlegend verändert, er muss untertauchen und für die nächsten neun ein halb Jahre im Untergrund leben.

Als die Polizei ihn auffordert, sich einen Decknamen zuzulegen, wählt er eine Kombination aus den Vornamen seiner Lieblingschriftsteller Conrad und Tschechow – Joseph Anton. Der Name wird nun zugleich zum Titel des Buches, zumal er die Jahre der Existenz im Untergrund und in der Anonymität am besten auf den Punkt bringt. Für die ihn bewachenden, umsorgenden (und reglementierenden) Beamten ist diese literarische Anspielung völlig unerheblich, für sie ist er ab sofort schlicht ‚Joe‘,

den sie durch die Zeit bringen und vor Gefahren und Bedrohung behüten müssen. ‚Joseph Anton‘ schildert dieses Jahrzehnt im Leben Salman Rushdies, das geprägt wurde durch die Folgen des über ihn ‚verhängten‘ Mordaufrufs, ein Leben in wechselnden Verstecken und Wohnorten, ein Leben unter Pseudonym, ein Leben unter ständiger Bedrohung, Verfolgung und Angst. Unmenschlich, unvorstellbar grausam – und hier doch so intensiv erzählt, dass man lesend atemlos mitverfolgt, nacherlebt, nicht lassen kann vor Spannung.

Über die kleinen und großen Zumutungen dieses erzwungenen Lebens unter Hausarrest erfahren wir genauso wie über den Versuch Rushdies, die Grundkonstanten seines Lebens denkend und schreibend zusammen zu halten. Wir erleben das allmähliche, das mühsame, zuweilen quälend unmögliche Entstehen neuer Werke (vor allem ‚Harun‘, ‚Des Mauren letzter Seufzer‘, ‚Shalimar der Narr‘ und ‚Der Boden unter ihren Füßen‘ – was für eine Fülle jeweils in sich großer literarischer Werke, zumal wenn man die Bedingungen ihres Entstehens bedenkt!). Wir erleben das Leiden eines Vaters mit, der das Heranwachsen seines einzigen Sohnes nicht oder nur sehr begrenzt begleiten kann, wir verfolgen die Entwicklung einer Liebesbeziehung unter diesen dramatischen Voraussetzungen, das Wachsen und Zerstörtwerden von Liebe und Vertrauen. Wir nehmen großartige Signale der Mitmenschlichkeit und Solidarität hoffnungsvoll und ermutigend zur Kenntnis, erschauern aber auch mit fassungsloser Empörung angesichts zynischer, politisch kalkulierender Taktiererei. Seien es verschiedene Verleger, die plötzlich von ihm abrücken und sich vor konkreten Veröffentlichungsterminen drücken, seien es Politiker, die um schnöde Wirtschaftsinteressen fürchten und den vermeintlich nötigen Respekt vor Religionssystemen als Feigenmantel nutzen, unabdingbare Grundbedingungen menschlichen Zusammenlebens über Bord zu werfen.



(Leider spielen auch die Stellungnahmen verschiedener kirchlicher Vertreter in dem Zusammenhang wiederholt eine beschämende Rolle und zeigen sich nicht in gebotener Klarheit auf Seiten des Opfers.) Sei es eine boulevardisierte Öffentlichkeit, der die Kosten der Schutzmaßnahmen immer wieder ausführlich vorgerechnet und diese dem Opfer unter Verdrehung der Verantwortlichkeiten angelastet werden (dem Tenor nach von ‚ist er doch selber schuld mit seiner schriftstellerischen Eitelkeit und seinen nervigen Provokationen‘ bis hin zu ‚wenn wir ihn ausliefern, haben wir hier endlich Ruhe vor diesem Störenfried‘). Und das über all die vielen Jahre, unglaublich und nachhaltig beeindruckend. (Zuweilen habe ich mich dabei ertappt, dass mir manche Passage, als es wieder um eine knifflige Polizeimaßnahme ging, zu ausführlich erschien – und habe mich dann regelrecht Autor und Buch gegenüber geschämt, solch kleinlich Anfragen zu stellen...)

All das lässt sich lernen aus diesem großartigen Buch, das Roman oder Tatsachenbericht zu nennen falsch, eine Autobiografie aber viel zu wenig wäre. Es

ist einzigartig und herausragend im besten Sinn des Wortes, poetisch und wahrhaftig zugleich. Und wenn sie in diesem Jahr nur noch ein Buch lesen können, greifen Sie zu diesem: denn es enthält zugleich viele weitere! Und es weckt unbändige List und Vorfreude, nun auch (oder wieder!) die anderen Werke Rushdies lesend zu durchfahren, die frühen, so fantastischen Romane, die bunt fabulierenden Geschichten über die Begegnung von Osten und Westen, die zahllosen Figuren der Gewürzdynastien, Reisenden in fremde Welten, Gaukler, Narren und Geschichtenerzähler kennenzulernen. Und ja: auch die ‚satanischen Versen‘ nochmals neu zur Hand zu nehmen und sie als literarisches Werk eines Meisters der Sprachwelten zu würdigen. So beweist Rushdie unter der Hand die Wahrheit seiner tiefsten Überzeugung, dass sich die Kraft von Kunst und Literatur, ihr Vermögen, neue Welten und Räume der Freiheit durch Phantasie spielerisch zu erfinden, letztlich behaupten werden. Oder, wie er selbst es in einem der vielen Bilder formuliert: „Der Erzähler rührte seine Geschichten ineinander, wich oft von der Haupterzählung ab, streute Witze an, sang Lieder, verknüpfte Politisches mit Uraltem, würzte das Ganze mit persönlichen Bemerkungen und benahm sich im Großen und Ganzen einfach daneben.“ (99)

Dirk Steinfurt